

Kai Artinger **DAS *PICASSO* KOMPLOTT**

*Bis auf einige historische Persönlichkeiten und Ereignisse sind Protagonisten und Handlung frei erfunden. Absicht ist aber, an den spanischen Pavillon auf der Weltausstellung in Paris 1937 zu erinnern. Mit ihm informierte die Spanische Republik die Weltöffentlichkeit über ihren Kampf und ihre gesellschaftlichen Errungenschaften.*

*„Phantasie ist wichtiger als Wissen, denn Wissen ist begrenzt.“*  
Albert Einstein

Für Eleonora Beltrani

Kai Artinger

***DAS PICASSO***  
**KOMPLOTT**

**Kriminalroman**

## Prolog

Ein Mordfall in Worpswede hatte das Fass zum Überlaufen gebracht. Kommissar Gustav Lüder zog 1934 die persönlichen Konsequenzen.<sup>1</sup> Unzufrieden, ja fast angeekelt von den neuen Verhältnissen, war er schon länger gewesen. Der Magendurchbruch, der ihn fast ins Jenseits beförderte, bewegte ihn schließlich zum Schlusstrich. Er zog sich ins Privatleben zurück. Plötzlich stand die Bremer Mordkommission ohne meinen Großvater da. Er hatte sie aufgebaut, geleitet und zu jener erfolgreichen Abteilung gemacht, deren Aufklärungsquote im Reich Neid erregte.

So folgerichtig das Ausscheiden war, so wenig glücklich war Lüder mit seinem neuen Leben als Kommissar a. D. Sein ererbtes Vermögen sorgte zwar für eine Existenz im Wohlstand, aber, wie meine Mutter es auf den Punkt brachte, Polizist bleibt immer Polizist. Lüder ließ nie völlig die Finger von Fällen, die an ihn von privater Seite angetragen wurden und die sein Interesse weckten. Ein solcher Fall war das Picasso-Komplott. Diese Verschwörung überstieg Lüders Einbildungskraft. Denn dahinter steckte der wahnsinnige Plan eines Terroraktes, wie ihn Lüder sich nicht einmal im Traum hätte ausmalen können. Das bewies ihm erneut, dass es das wirkliche Leben war, das die unglaublichsten, ja, die schlimmsten Verbrechen schrieb.

Im Jahr 1937, in dem die ganze Welt sich in Paris ein Stelldichein gab und die Metropole an der Seine zum internationalen Schaufenster und zur Arena für den friedlichen Wettstreit der Wissenschaften, Technik und Künste wurde, in diesem Jahr und auf dieser letzten Weltausstellung vor dem Krieg wollte eine Geheimgesellschaft die Welt aus den Angeln heben. Erreichen wollte sie das mit einem Verbrechen, wie es bis dahin

1 Kai Artinger, Tod in Worpswede, 2003.

noch nicht geplant und durchgeführt worden war. Sie wollte den spanischen Pavillon, mit ihm Picassos *Guernica* und den Schöpfer selbst vernichten. Die Tat sollte das Fanal sein für die nationalistischen Rebellen im spanischen Bürgerkrieg und das Signal zum faschistischen Aufstand in Frankreich, das zum wiederholten Male Gastgeber für eine Weltausstellung war.

Anfangs wusste Lüder von alledem nichts, denn er hatte nur den Auftrag, einen vermissten italienischen Journalisten zu suchen. Der war verschwunden und seine Auftraggeber befürchteten Schlimmes. Der Vermisste war auf einer Recherchereise in Deutschland nach Bremen gekommen, weil er sich für die Nordische Kunsthochschule und einen dort lehrenden Bildhauer begeisterte. Der Bildhauer hatte einen Stier geschaffen, einen überlebensgroßen Wisent aus Bronze, der die Nazis so sehr in seinen Bann schlug, dass sie ihn 1937 auf dem Dach des deutschen Pavillons in Paris ausstellten und darum tanzten wie um das goldene Kalb. Anschließend erwarben sie ihn für die Hansestadt, um ihm in der Blütenpracht des Rhododendronparks seinen endgültigen Standort zu geben.

Nachdem Lüder die Ermittlungen aufgenommen hatte, dauerte es nicht lange, bis er feststellte, dass der deutsche Wisentstier und der spanische Kampfstier wie unheilvolle Sternbilder am Firmament funkelten. Und dass Europa auf eine beängstigende Weise zusammenrückte, dass Bremen, Florenz, Gernika<sup>2</sup> und Paris, Orte, die tausende Kilometer voneinander trennten, auf einmal einander gefährlich nah rückten und er deshalb überhaupt nur in dieser Angelegenheit ins Spiel kam.

Lüder hatte über diese Geschichte in seiner Familie nie gesprochen und sein Bericht schlummerte lange und gut verborgen in den Untiefen seines Schreibtisches. *Guernicas* Rückkehr nach Madrid in den 1980er Jahren brachte bei ihm alles wieder hoch, auch die verdrängten Erlebnisse. Mehr noch, er erkannte, dass das Bild in den vergangenen Jahrzehnten ein verrücktes Eigenleben geführt hatte. Mit dem, für das er beinahe mit dem Leben bezahlte, hat es wenig gemein. Damals wusste er – und das traf auf die allermeisten Deutschen zu – über den Bürgerkrieg in Spanien fast nichts und er kannte auch *Guernica* nicht. Heute kennen das Bild alle, naja, fast alle. Man nennt es großspurig das *Jahrhundertbild*, die Friedensikone, *das* politische Kunstwerk gegen den Krieg. Hehre Worte,

2 Der Name der Stadt Gernika wird in der baskischen, das Gemälde *Guernica* in der spanischen Schreibweise und kursiv wiedergegeben.

die einschüchtern. Doch zu Beginn seiner Suche nach dem verschwundenen Italiener war das für ihn nur ein Bild wie jedes andere, ein zwar sehr großes von seinen Maßen, aber keineswegs ein ansprechendes, doch das spielte auch keine Rolle, denn entscheidend war, dass es im Zusammenhang stand mit dem Italiener, der ein Freund des Duce sein sollte, was seinem Verschwinden eine besondere Brisanz gab. Hätte er gewusst, auf was er sich da einließ, er hätte vielleicht doch die Finger davon gelassen. So aber musste er entdecken, wie finster die Zeiten geworden waren.

Die Geschehnisse hält Lüder in einem Bericht fest. Vielleicht kokettierte er mit der Idee, ihn als Buch in besseren Zeiten zu veröffentlichen. Doch zu Lebzeiten geschieht das nicht.

Lüder erzählt seine Erlebnisse selbst. Bei der Lektüre höre ich seine Stimme mit dem ihr eigentümlichen Klang. Ich lausche ihr bei der Erzählung eines der sonderbarsten Kriminalfälle im Jahrhundert der Extreme.

**TEIL I**  
**DER VERSCHWUNDENE ITALIENER**

## I

Der italienische Journalist hieß Leonardo Levante. Er war von einem auf den anderen Tag wie vom Erdboden verschwunden. Was ihm zugestoßen war, war anfangs völlig unklar. Er hatte an einem abendlichen Empfang im Offizierskasino auf dem Fliegerhorst Delmenhorst-Adelheide teilgenommen. Zur vorgerückten Stunde hatte er sich anscheinend nach draußen begeben. Vielleicht um eine Zigarette zu rauchen. Seine Abwesenheit wurde nicht bemerkt. Irgendwann schreckte ein Schuss die Gesellschaft auf, die nun das Verschwinden des italienischen Gastes bemerkte und sofort voller Sorge die Suche nach ihm einleitete. Was man auf dem Flughafengelände fand, war nicht Leonardo Levante, sondern Blut- und Reifenspurten. Das nährte den Verdacht, die könnten etwas mit einem Verbrechen zu tun haben, dem Levante zum Opfer gefallen war, sie könnten von einem Überfall und einer Verschleppung oder gar einem noch schlimmeren Verbrechen – Mord – herrühren. Ein Motiv dafür konnte allerdings keiner benennen. Leonardo Levante war ein in Fachkreisen angesehener Journalist und genoss großes Ansehen. Von Feinden in seiner Heimat und in Deutschland war nichts bekannt. Und überhaupt: Wer hätte 1937 im Deutschen Reich ein Interesse daran haben sollen, einen Journalisten gerade aus jenem Land zu beseitigen, das früher das große Vorbild der braunen Bewegung war? Die ganze Angelegenheit war mysteriös. Sie stellte die mit dem Fall betrauten staatlichen Sicherheitsorgane vor ein Rätsel. Das war die Situation am 9. Juli 1937. Zwei Wochen später klingelte bei mir zuhause das Telefon und der italienische Honorarkonsul für Italien mit Sitz in Bremen, Albrecht Playo, war dran. Er schilderte in aufgeregtem Ton die spärlichen Untersuchungsergebnisse und meinte, man könne es doch nicht einfach hinnehmen, dass ein Ehrenmann verschwindet und die Sache durch die langsam mahlenden Mühlen der Bürokratie verschleppt wurde. Diesen Eindruck hatte er nämlich. Dass eine Verschleppung stattfand. Es gab schon irritierte Fragen aus Italien.

„Was soll ich denen antworten?!“

Playo wollte, dass ich mich des Falls annahm. Er bat um ein Gespräch am nächsten Morgen in seinem Büro, in dem er alles ausführlich darlegen wollte. Ich zögerte, denn ich verspürte wenig Lust, im Revier meiner ehemaligen Kollegen zu wildern, auf Playos Drängen willigte ich aber schließlich in die Unterredung ein. Ich sagte mir, ein Treffen bedeute noch keine Zusage. Ich könnte mir die Angelegenheit durch den Kopf gehen lassen und dann zu einer Entscheidung kommen. Marie und die



Kinder wären sicher froh, wenn ich meinem selbst gewählten Exil am heimischen Schreibtisch den Rücken zukehrte und mich unter Menschen begab. Nach meinem Ausscheiden aus der Bremer Kripo war das immer seltener geworden. Mir gefiel dieses zurückgezogene Leben, doch meine Familie und meine Umwelt litten darunter und beobachteten es mit wachsender Sorge und Ungeduld.

Playos Tätigkeitsfeld war das Im- und Exportgeschäft. Er handelte vor allem mit Reis, Mais und Getreide. Er war äußerst erfolgreich in seinem Metier und verfügte über sehr gute Kontakte nach Italien. Wohl deshalb hatte man ihn zum italienischen Honorarkonsul in Bremen ernannt. Ich kannte ihn nicht persönlich, wusste aber durch Marie, dass er ein einflussreiches Mitglied der hiesigen Kaufmannschaft war und sich als großzügiger Mäzen in der Stadt einen Namen gemacht hatte. Es wurde erzählt, der Duce hätte ihn persönlich empfangen und ihm ein signiertes Porträtfoto von sich geschenkt.

Die Geschäftsräume der Playo Im- und Export lagen in der Nähe des Marktplatzes und des Rathauses. Ich machte mich zu Fuß auf den Weg. Der Himmel war wolkenverhangen und gelbgrau, weshalb ich einen Regenschirm mitnahm. Meine Befürchtung war, in ein Reich vollgepfropft mit Memorabilien an den italienischen Führer einzutreten, doch Playos Geschäftsräume waren hanseatisch nüchtern und schlicht. Einem Kaufmannskontor machten sie alle Ehre. Der Firmeninhaber führte mich in einen holzvertäfelten Sitzungsraum und bat mich, am Konferenztisch Platz zu nehmen. Der Raum hatte nur ein Fenster, er wirkte dunkel, doch das elektrische Deckenlicht brannte nicht. Als Wandschmuck gab es ein altes Gemälde eines südländischen Hafens, ich vermutete Genua, und das sagenumwobene signierte Porträtfoto Mussolinis im Passepartout und breitem Goldrahmen. Es war der einzige Kultgegenstand, der auf die Schwarzhemden verwies. Hätte ich von Playos weltweiten Geschäften nichts gewusst, dieser Raum hätte sie mir nicht verraten.

Seine Sekretärin brachte Kaffee und Gebäck. Es war koffeinfreier Kaffee, serviert im weißen Porzellservice der *Kaffee HAG*.

„Ich trinke nur Magenschonenden und rate jedem dazu, was von vielen meiner italienischen Freunde regelmäßig mit einem brüskten Kopfschütteln quittiert wird“, sagte Playo und fügte hinzu, er wolle mich nicht missionieren, ich könne auch Koffeinhaltigen bekommen. Ich schüttelte nur lächelnd den Kopf und verkniff mir die Bemerkung, ich tränke schon seit Jahren nichts anderes mehr als Kamillentee. Was ging den Mann mein Magen an. Ich war nicht gekommen, um mit ihm darüber

in den Wettstreit zu treten, wer der konsequentere Asket war. Vielleicht war Playo sogar längst von einer seiner vielen Quellen in der Stadt gut unterrichtet worden über mein früheres Magenleiden, von dem ich vor drei Jahren geheilt worden war. Vielleicht deshalb der koffeinfreie Kaffee, und alles andere war nur Komödie. Denn so ganz schien mir die Entscheidungsfreude und Tatkraft meines rundlichen Gegenübers nicht zur Philosophie der Gesundheitsbewussten zu passen. Playo stellte ich mir mit seinem pausbäckigen, etwas geröteten Gesicht als Figur aus den Gruppenporträts des Frans Hals vor, mit einer breiten Schärpe in den Farben der italienischen Trikolor über der Brust, oder im feinen Zwirn als souveräner, durchtriebener Stratege auf dem rutschigen Parkett der Diplomatie.

Was immer sein wahres Wesen war, mein Gastgeber wurde bald ernst und kam zur Sache.

„Haben Sie über mein Angebot nachgedacht?“

„Sie wollten mehr Details liefern.“

„Die wesentlichen Fakten kennen Sie.“

„Das ist zu wenig. Ich benötige ein klares Bild. Was machte dieser Leonardo Levante auf dem Fliegerhorst? Wie erklärt sich die Polizei sein Verschwinden? Es müssen *alle* Fakten auf den Tisch.“

Playo nippte gedankenvoll an seinem Kaffee.

„Sie kaufen ungerne die Katze im Sack.“

Darauf antwortete ich nicht.

„Sie haben recht. Kein guter Kaufmann macht das. Was wollen Sie wissen?“

„Fangen Sie mit dem Verschwundenen an.“

„Levante schreibt neben vielen anderen Themen über Kultur. Er war in der Stadt, um über unsere Kunsthochschule und ihren Pioniergeist zu berichten. Verbinden wollte er das mit einer Darstellung ihres Beitrags zum deutschen Pavillon auf der Weltausstellung in Paris. Vielleicht wissen Sie, dass einer der Professoren der Hochschule, der Meister Gorsemann, dort ausstellt. Der große und meines Wissens mit einer Goldmedaille prämierte Bronze-Wisent auf dem Dach des Pavillons ist von ihm. Auf Levante hat dieses Werk größten Eindruck gemacht. Er beschloss, unsere Hochschule und ihre Lehrer zu porträtieren und seinen Landsleuten vorzustellen. Dafür sprach er mit den Professoren und Künstlern, mit Studenten und verantwortlichen Kulturpolitikern. Auf dem Flughafen war er aus diesem Grund. Man hatte ihn eingeladen zur Enthüllung eines Wandgemäldes von Professor Meierbösch, der ebenfalls in der

Hochschule lehrt. An dem Abend von Levantes Verschwinden wurde das Bild im Offizierskasino feierlich übergeben.“

„Wer lud ihn ein?“

„Das entzieht sich meiner Kenntnis. Ich persönlich war nicht dort. Vermutlich hatte Meierböschchen die Einladung ausgesprochen. Kunst am Bau ist sowohl bei uns als auch in Italien ein vieldiskutiertes Thema. Das Wandbild im Offizierskasino unserer Luftstreitkräfte ist ein interessantes Beispiel für dessen herausgehobene Bedeutung. Ich vermute, Levante wollte diesen Abend auch für seine Recherchen nutzen.“

Playo sah mich aus seinen graugrünen Augen erwartungsvoll an, als müsse ich seine scharfsinnige Bemerkung loben.

Ich aber blieb abwartend.

„Die Befragung der Gäste ergab, dass Levante bester Stimmung gewesen war, sich gut unterhalten und angeregte Gespräche mit verschiedenen Leuten, Offizieren, Piloten, Technikern, Vertretern der Kunsthochschule geführt hatte. Nichts deutete darauf hin, was dann in der Nacht geschah. Das Kasino war voll, viele Gäste waren gekommen, es fiel daher nicht auf, als Levante sich entfernte. Ungefähr nach Mitternacht fiel der Schuss. Die Piloten hatten ihn am deutlichsten gehört. Das sorgte für große Verwirrung, da man ihn sich nicht erklären konnte. Der Fliegerhorst ist militärisches Sperrgebiet, er ist eingezäunt und wird am Eingang selbstverständlich bewacht. Seit seinem Bestehen hat es keinen vergleichbaren Vorfall gegeben. In dem Tumult, der durch den Schuss ausgelöst wurde, fragte Professor Meierböschchen nach Levantes Verbleib. Keiner konnte ihm das beantworten und daher lag der Verdacht nahe, der Schuss könne etwas mit seinem Verschwinden zu tun haben. Die Gesellschaft ging nach draußen, holte Verstärkung und begann mit der Suche auf dem Flughafengelände. An einer schlecht einsehbaren Stelle war der Zaun durchtrennt worden, dort und ganz in der Nähe, außerhalb des abgesperrten Geländes, fand man die Blut- und Reifenspuren.“

Ich stand auf und trat ans Fenster. Der Himmel war bleiern und im Zimmer herrschte Dämmerlicht. Ich blickte auf das Dach des Doms, das schon so vielen Unwettern widerstanden hatte.

„Natürlich wurden sofort Polizei und Gestapo hinzugezogen“, setzte Playo seinen Bericht fort. „SS-Führer Piel leitet meines Wissens die Untersuchung und wird dabei von Erwin Kopas von der Gestapo unterstützt.“

Die beiden Namen waren mir nur allzu bekannt. Ich wandte mich vom Fenster ab.

„Ist es Levantes Blut?“

Playo nickte.

„Eine seltene Blutgruppe. 0 Rhesus Negativ. Die Nachforschungen bei der Familie ergaben, dass das seine Blutgruppe ist. Niemand sonst auf der Festgesellschaft und auf dem Fliegerhorst hat diese Blutgruppe. Es ist zweifellos Levantes Blut.“

Playos Gesicht war kaum mehr zu erkennen. Draußen donnerte es und der Regen begann gegen die Fensterscheibe zu prasseln.

„Wie denken ihre italienischen Freunde über die Geschehnisse?“

Playo betrachtete seine gepflegten Hände und ließ sich mit der Antwort viel Zeit. Er seufzte schließlich.

„Der Duce ist außer sich. Er hielt in den vergangenen Jahren große Stücke auf Levante ...“

„Hielt?“

„Die Beziehung ist wohl wegen Meinungsverschiedenheiten abgekühlt, aber nicht derart, dass Mussolini die Sache nicht ernst nähme. Levante hatte erst jüngst vom aufopferungswilligen Kampf des wahren Spaniens berichtet und die Unterstützung des Duce für die gerechte Sache gelobt. Um ehrlich zu sein: In Rom ist man wie vor den Kopf geschlagen. Ein herausragender Landsmann wird bei uns, im friedlichen Deutschland, Opfer eines Verbrechens. Und das in einem gesicherten militärischen Sperrgebiet! Das erklären Sie denen mal. Das kann man ja nicht einmal hier erklären. Und die Polizei tappt im Dunkeln.“

„Wissen die offiziellen Stellen von ihrem Vorpreschen?“

„Sie meinen, dass ich Sie ...“

„Ja.“

Playo lachte trocken.

„Lüder, für wie naiv halten Sie mich?! Ihr Freund Piel war über die Idee, ich übertreibe jetzt nicht, ‚erleichtert‘. Seine Leute könnten solche Unterstützung gut brauchen. Allerdings glaubt er nicht, dass Sie einsteigen. Ihr spezieller Freund von der Gestapo war weniger von meinem Vorschlag angetan, mit seinem Latein ist er aber am Ende und er spricht kein Italienisch. Also wird er Ihnen keine Steine in den Weg legen. Sie haben freie Bahn. Nehmen Sie an?“

„Ich spreche ebenfalls kein Italienisch.“

„Nehmen Sie sich eine Dolmetscherin. Ich zahle. Alles. Für die Dauer ihrer Nachforschungen.“

„Was erwarten Sie?“

„Finden Sie ihn.“

Tot oder lebendig? fragte ich mich.

„Versuchen Sie herauszufinden, was da in der Nacht passiert ist. Wenn diese Sache nicht aufgeklärt wird, kann ich meinen italienischen Freunden kaum guten Gewissens unter die Augen treten. Ich akzeptiere jedes Honorar, auch bei den Spesen müssen Sie nicht knausern. Stellen Sie alles in Rechnung, was Sie brauchen und nehmen Sie alle Mittel in Anspruch, die ihre Ermittlungen voranbringen könnten. Reisen Sie nach Italien und klären Sie, ob dort der Schlüssel liegt. Die offizielle Ermittlung tritt auf der Stelle, ich erhoffe mir nicht mehr viel von ihr. Die fehlenden Sprachkenntnisse sind noch das geringste Problem, schlimmer ist die Schwerfälligkeit der Verwaltung, alles muss über den Dienstweg mit dem Ergebnis, dass der Antrag einer einfachen Dienstreise ins Ausland skandalös lange Bearbeitungszeiten hat. Womöglich schwebt Levante in Lebensgefahr, hofft auf unsere Hilfe, und was tun unsere Kriminalbeamten? Führen einen aussichtslosen Kampf mit dem Amtsschimmel.“

Ich bat mir weitere Bedenkzeit aus. Playo winkte nur müde ab.

„Tun Sie das. Aber bitte nicht zu lange. Ich setze meine letzte Hoffnung auf Sie. Wenn überhaupt einer in diese Sache Licht bringen kann, dann Sie.“

Draußen zerriss ein Blitz den Himmel und Playos müdes Gesicht schien kurzzeitig auf.

Ich bestellte ein Taxi und als ich im Fond saß, fragte ich mich, ob dem Honorarkonsul Levantes Schicksal nur deshalb so nahe ging, weil es an die Verantwortung und Ehre seines Amtes rührte oder ob etwas anderes dahinter steckte. Playo war Kaufmann. Ich kannte die hanseatische Kaufmannsseele. Die machte nichts umsonst. Alles hatte seinen Preis.

## 2

Playo hatte von „meinen Freunden“ Piel und Kopas gesprochen. SS-Führer Otto Piel, seit meinem Abgang Leiter des Morddezernats, war nicht mein Freund. Er war ein fähiger Kriminalist und hartnäckiger Ermittler, der, wenn er sich einmal in etwas verbissen hatte, so schnell nicht wieder losließ. Er war lang genug mein Mitarbeiter gewesen, dass ich ihn einschätzen konnte. Piel hatte eine Schwachstelle: Er wollte dazugehören. Er war Konformist. Und er hatte Familie. In Krisenzeiten immer schlecht. Das verlangt Rücksichtnahme. Verantwortung ist ein anderes Wort dafür. Die Familie rechtfertigte für Piel einiges. Nein, „Freunde“ waren wir

in der Stadt weilt. Die Treppe ist zu steil. Ich wünsche Ihnen eine gute Nacht.“

Ich bedankte mich, er winkte aber nur ab und ging in die Dunkelheit. Signora Corsini nahm mich in Beschlag, holte die Wohnungsschlüssel und brachte mich hinauf zur Wohnung.

Amelia hatte eine Zweizimmerwohnung. Wohnzimmer, Schlafzimmer, Küche und Bad. Die beiden Zimmer gingen von einem quadratischen Flur ab, von der Küche gelangte man ins Bad. Die Zimmer waren schlicht eingerichtet, es gab kaum persönliche Dinge. Die Fenster standen offen, nur die Laden waren geschlossen.

Signora Corsini zeigte mir, wo ich Handtücher fand. Ihre Gesten im Schlafzimmer deutete ich dahingehend, das Bett sei frisch bezogen worden. Sie schenkte mir ein scheues Lächeln, reichte mir die Wohnungsschlüssel und ließ mich allein. Der Gedanke, in dem Bett der fremden Frau zu schlafen, störte mich. Das Sofa im Wohnzimmer zog ich vor. Vielleicht war es die Aufregung des Tages oder das Essen und der Alkohol, die mir leicht auf den Magen geschlagen waren. Ich fühlte mich alles andere als wohl, und die Gelegenheit, die Wohnung gleich zu inspizieren, ließ ich verstreichen. Stattdessen brachte ich den Koffer ins Wohnzimmer, schaltete das Licht aus und setzte mich aufs Sofa. Mich meiner Schuhe zu entledigen, bereitete mir ein Hochgefühl. Kaum hatte ich mich ausgestreckt, schlief ich ein.

## 15

Etwas weckte mich. Ich wusste nicht, was es war. Noch nicht ganz wach, richtete ich mich auf und horchte in die Dunkelheit. Ich spürte eine unbestimmbare Gefahr, doch es war ganz still. Ich starrte auf die Tür und nun war ich mir sicher, dass es ein Geräusch gewesen sein musste, dass mich, in den Tiefen des Unbewussten erspürt, alarmiert und zum Erwachen gezwungen hatte. Die Möbel und einzelnen Gegenstände im Zimmer sah ich nur schemenhaft und undeutlich, was ich aber erkennen konnte, war, dass sich der Türgriff langsam nach unten bewegte. Schlagartig war ich hellwach und auf den Beinen. Ich schlich zur Tür und positionierte mich dahinter. Meine Atmung wurde flach und fast unhörbar. Der Griff war, ohne ein Geräusch gemacht zu haben, ganz heruntergedrückt und die Tür öffnete sich langsam. Meine Nackenhaare sträubten sich und mein Puls raste. Die Tür ging weiter auf, ohne dass ich zu se-

hen vermochte, wer sich heimlich Zugang zum Zimmer verschaffte. Zwischen dem Eindringling und mir war nur die mehrere Zentimeter dicke Holzplatte. Auf der anderen Seite war kein Laut zu hören. Nicht einmal ein Atmen. Die Tür kam auf mich zu. Meine Muskeln waren auf das Äußerste angespannt, ich war zum Angriff bereit. Das Zeitgefühl kam mir abhanden, mir erschien es wie eine Ewigkeit, bis eine Gestalt sichtbar wurde. Das Überraschungsmoment für mich nutzend, trat einen Schritt vor und wollte mich auf den ungebetenen nächtlichen Besucher stürzen. Ich streckte meine langen Arme vor, versuchte die Person von hinten zu packen. Doch pfeilschnell drehte die sich um, packte mich seinerseits und schon hob mich eine Kraft vom Boden. Schwerelos schwebte ich zwischen Himmel und Erde. Dieser Zustand war nur von kurzer Dauer, denn die ungeheuerliche Kraft schleuderte mich schon im nächsten Moment durch die Luft und nur Sekundenbruchteile später krachte ich mit voller Wucht rücklings auf den Dielenboden. Ohne dass ich es hätte kontrollieren können, entäußerte sich der durch meinen Körper bis zum Hirn rasende Schmerz in einem Aufschrei und ging dann in entsetztes Stöhnen über. Bewegungsunfähig wie ein Käfer auf dem Rücken lag ich da und glaubte, mein letztes Stündlein hätte geschlagen. In meinem Zustand und von den Schmerzen paralysiert, war ich wehrlos und für meinen Gegner ein leichtes Opfer. Meine gesamte Aufmerksamkeit war von der Umwelt abgelenkt auf meinen Leib, der mir nicht mehr gehorchte. Das aufflammende Deckenlicht rief mir die Gegenwart meines Widersachers in Erinnerung, doch das Einzige, das ich zu tun vermochte, war, meine Augen zu verschließen, weil das Licht mich schmerzhaft blendete. Am liebsten hätte ich die Lider geschlossen gehalten und das Ganze als einen bösen Traum abgetan, den ich einfach nur abschütteln musste, um dann in einer heilen Wirklichkeit wieder aufzuwachen. Die Schmerzen in der rückwärtigen Rippen- und Schultergegend ließen mich auf brutale Weise spüren, das hier war kein Traum und die Gefahr, in der ich schwebte, sehr real. Ich fügte mich daher in mein Schicksal und sah den Tatsachen ins Auge.

Über mir stand eine zierliche Frau in einem tannengrünen Kleid und einem schwarzen Hut, unter dem halblanges, welliges Haar hervorquoll. Mandelförmige, haselnussbraune Augen musterten mich mitleidlos. Das Gesicht war oval und schön geschnitten, der sinnliche, rot bemalte Mund hätte mich in einer anderen Situation sicher bezaubert und ich hätte ihn dann angemessen gewürdigt. Doch in der Lage, in der ich mich befand, konnte ich nur frustriert fluchen.

„So eine Scheiße! Tut das weh!“

Die unflätigen Worte riefen ein Stirnrunzeln bei meiner Widersacherin hervor. Mit einer Mischung aus Abscheu und Neugier musterte sie mich von oben bis unten. Die deutsche Sprache passte offenbar nicht in ihr Freund-Feind-Schema, sie war im höchsten Grade irritiert. Es fiel mir angesichts meiner unkomfortablen Lage schwer, meine Gegnerin schärfer in den Blick zu nehmen. Sie dagegen hatte alle Zeit der Welt, mich, ihr Opfer, zu begutachten und sich einen Reim zu machen auf dessen unangemeldetes Erscheinen. Sie tat es aus sicherer Distanz, kein Risiko eingehend, dass ich eventuell nur schauspielerte und zu einem plötzlichen Gegenangriff übergehen könnte.

„Wer sind Sie?“, fauchte sie mich wütend an.

Ihr Deutsch hatte einen hübschen Akzent, ihr Gesicht dagegen einen ganz und gar feindlichen Ausdruck.

Das Sprechen fiel mir schwer, denn meine Rippen schmerzten beim Luftholen und Laute zu artikulieren kostete mich viel Kraft. Ich entgegnete mit gepresster Stimme, sie sollte das ihre Gäste fragen, bevor sie sie krankenhausreif schlägt. Dann könne sie auch auf eine Antwort hoffen.

Ein Lächeln huschte über ihre vollen Lippen.

„Tut es weh?“

Die Frage klang wie eine Verhöhnung.

„Sie hätten mir das Rückgrat brechen können!“, stieß ich empört hervor. „Was red’ ich! Wahrscheinlich haben Sie’s mir gebrochen!“

Ihr Gesicht war wieder ausdruckslos und hart.

„Wer sind Sie und was machen Sie hier?“

„Gustav Lüder. Gottverdammte Scheiße, ja, was mache ich hier?! Was für ein Wahnsinn! Entschuldigen Sie, dass ich mich nicht in aller gebotenen Höflichkeit vorgestellt habe.“

„Warum der hinterhältige Angriff?“

„Was faseln Sie von Hinterhalt!“

Jetzt war ich wirklich wütend. Mühsam richtete ich mich auf den Ellenbogen auf.

„Wer hat sich wie eine Einbrecherin reingeschlichen?! Kämpfen mit offenem Visier sieht anders aus.“

„Bleiben wir bei den *Fakten*. Sie sind in *meine* Wohnung eingedrungen.“

„Wenn Sie schon die Fakten bemühen, dann teilen Sie demnächst ihren ahnungslosen Gästen vorher mit, dass sie bei Ihnen nur unter Lebensgefahr übernachten können.“



Ich redete mich in Rage, etwas, das nicht meinem zurückhaltenden Naturell entsprach. Aber dieser gefühllose Tannenzapfen und meine Schmerzen ließen mich alle Zurückhaltung vergessen. Wenn einer sich zurecht hintergangen fühlen musste, war ich das.

„Einen Gustav Lüder kenne ich nicht.“

Der Tannenzapfen setzte den Hut ab.

„Bis vor einigen Tagen war ich in der gesegneten Lage gewesen, ebenfalls nicht ihre Bekanntschaft machen zu müssen.“

„Was wollen Sie?“

„Als ich dazu noch in der Lage gewesen war, wollte ich mit Ihnen sprechen.“

„Wenn Männer leiden, ist es gleich das Leiden Christi.“

Für diesen Kommentar hätte ich ihr eins in die Rippen geben können, konnte ich aber nicht, und es hätte meine schwierige Lage wohl auch nur weiter kompliziert. Diese Frau erschien zart und verletzlich, aber was wusste ich darüber, was sie noch in petto hatte? Immerhin hatte sie einen Zwei-Meter-Mann mit 100 Kilo Lebendgewicht in Handumdrehen, ohne mit der Wimper zu zucken und einen Tropfen Schweiß zu vergießen, auf die Bretter geschickt. Ein zweites Mal wollte ich mir diese Erfahrung ersparen.

„Was wollen Sie mit mir besprechen?“

Die Frau zeigte keine Empathie, sie insistierte, unbeeindruckt von meiner Lage, weiter. Ingeheim zog ich den Hut vor ihr. Hätte ich eine solche Assistentin gehabt, mancher meiner knallharten Klienten wäre null Komma nichts weich geworden.

Ich rappelte mich und setzte mich aufrecht hin. Die Schmerzen ließen ein wenig nach. Vorsichtig tastete ich meinen Brustkorb ab. Es schien nichts gebrochen zu sein, die Schmerzen aber, die durch die Berührung ausgelöst wurden, ließen mich jedoch zusammenzucken. Sie beobachtete mich spöttisch.

„Wegen Leonardo Levante bin ich hier“, sagte ich und versuchte aufzustehen. Wieder entfuhr mir ein Stöhnen.

Sie bot mir ihre Hand an und auch wenn ich mir nicht sicher war, ob das nicht ein Trick war, griff ich danach und zog mich hoch. Jetzt war sowieso alles egal. Sie hatte mich schachmatt gesetzt, ehe ich den Kampf hatte beginnen können.

„Legen Sie sich aufs Sofa und machen Sie sich oben frei. Ich hole ein Schmerzmittel und sehe nach, ob Sie sich bei dem Sturz schlimmer verletzt haben.“

Der Tannenzapfen machte also eine wundersame Wandlung zu einer heilenden Samariterin durch. Woher kam plötzlich die Fürsorglichkeit? Lag es an dem Namen, den ich fallen gelassen hatte? Die junge Frau half mir auf die Beine und auf sie gestützt, humpelte ich zum Sofa.

An der Haustür klopfte es. Sie ließ mich allein und ich hörte, wie sie mit der alten Dame von unten sprach. Mit dem Schmerzmittel und einem Glas Wasser kehrte sie zu meinem Krankenlager zurück, auf dem ich mit inzwischen entblößtem Oberkörper lag. Ihre flinken Hände mit blassrosa lackierten Fingernägeln tasteten routiniert Rippen und Schultergürtel ab. Auf diesem Gebiet schien sie Expertin zu sein und zeigte Qualitäten einer Krankenschwester.

„Sie haben sich nicht ernstlich verletzt, es sind nur einige leichte Prellungen, hervorgerufen durch ihren ungelungenen Sturz. Wenn Sie mir die Feststellung gestatten, sie sind in keiner guten körperlichen Verfassung. Sitzen Sie viel?“

Ich schwieg beleidigt.

„Bei einer besseren Konstitution und mehr Bewegung wären Sie nicht wie ein nasser Sack zu Boden gegangen.“

Die schonungslose Analyse ignorierte ich, um nicht ausfallend zu werden. Tatsächlich hatte ich mich in der Vergangenheit ein wenig gehen lassen. Meine Verfassung war schon mal besser gewesen. Aber was gingen sie meine beschränkten Reflexe an? Schließlich lauerte nicht hinter jeder Tür ein Angreifer, den ich abwehren musste.

„Bis eben fühlte ich mich wohl in meiner Haut“, sagte ich. „Und da wir gerade so schön plaudern, dürfte ich erfahren, wer mich so zugerichtet hat?“

„Ich heiße Amelia Giardini.“

„Schön, dass ich Sie endlich gefunden habe.“

## 16

Die erste Begegnung hatte ich mir weniger umwerfend vorgestellt.

„Wer war an der Tür?“, wollte ich wissen.

„Die Nachbarin von unten. Frau Corsini sind sie bereits begegnet.“

Das Schmerzmittel begann zu wirken, das Sprechen fiel mir leichter.

„Wollte sie Sie zur Rede stellen wegen des Krachs? Haben Sie gesagt, dass Sie mich misshandelt haben?“

„Ich erklärte ihr, Sie seien Schlafwandler und wären gestürzt.“

Ob dieser dreisten Lüge starrte ich sie fassungslos an.

„Gute Nachrichten?“, fragte ich.

„Mein Freund aus dem Museum hat an uns gedacht. Er hat eine französische Zeitschrift geschickt.“

„Ich kann kein Französisch.“

„Darin ist ein Artikel über Picassos *Guernica*.“

„So! Mit Fotos?“

„Ja.“

„Wollen wir sie uns in der Bar ansehen? Auch müssen wir überlegen, wie es nun weitergeht ohne unseren Freund.“

„Keine gute Idee, mit Picassos Bildern in der Öffentlichkeit herumzuspazieren.“

„Sie haben recht. Gehen wir zu mir aufs Zimmer.“

„Salvador hatte mir von der Zeitschrift erzählt, weil sie ein Interview enthält, das Picasso kürzlich einem Journalisten in Paris gegeben hat. Salvador konnte das Magazin nicht finden und versprach, es mir ins Hotel zu senden, sobald er es gefunden hat.“

Wir setzten uns auf mein Bett und sie nahm die Zeitschrift aus dem Umschlag. Das Titelblatt schmückte der Ausschnitt eines großen Gemäldes. Davor posierte ein Mann von gedrungener, kräftiger Statur. Er trug ein weißes Oberhemd und eine gestreifte Krawatte. Sein bereits schütter werdendes Haar hatte er quer über den Kopf gekämmt. Eine graue Strähne hatte sich widersetzt und war in die Stirn gefallen. Die Arme verschränkt, die Hemdsärmel hochgekrepelt, schaute er selbstbewusst in die Kamera. Der Blick seiner dunklen Augen war intensiv, beinahe stehend. In der Hand hielt er lässig eine Zigarette.

*Eine halbe Stunde mit Picasso im Atelier.*

So lautete der Titel des Artikels. Giardini erklärte mir, das Foto zeige einen Ausschnitt von *Guernica*.

„Wie groß ist es?“

„Riesig. Ich habe die Maße nicht in Kopf. Aber vielleicht nennen sie sie im Artikel.“

Sie schlug das Magazin auf und blätterte bis zur Stelle, an der Fotos von *Guernica* zusammen mit dem Interview abgedruckt waren.

„Hier werden die Bildmaße genannt: In der Höhe 349 und in der Breite 777 cm.“

*Guernica* war ein modernes Bild, ohne Farbe, ganz in Schwarz und Weiß. Auf dem ersten Blick wirkte es unverständlich und befremdlich.

„Wollen Sie sich erst in Ruhe die Fotos anschauen oder soll ich den Text überfliegen und erzählen, was Picasso sagt?“

Am sechsten Tag meiner Haft war ich nervlich stark angegriffen. Es gab nichts, womit ich mich hätte beschäftigen können. Keine Bücher, kein Stift und Papier zum Schreiben. Mir blieb nur die genaue Inspektion meiner Zelle auf Spuren meiner Vorgänger und den Lauf der Tageszeit, der sich in den Lichtverhältnissen am Fenster abzeichnete. Die Kontaktaufnahme zu Inhaftierten in den Nachbarzellen scheiterte. Ich bekam auf Klopfzeichen keine Erwiderung und gab es daher auf. Zum ersten Mal war ich ganz auf mich selbst zurückgeworfen. Es gab in den endlosen Stunden nur mich, meinen Leib und meinen Geist, ansonsten keine Ablenkung. Dieser Zustand war quälend, er veränderte mich, ich begann Selbstgespräche zu führen, sagte unsinnige Dinge. In diesem Zustand holten sie mich aus meiner Zelle und brachten mich ein zweites Mal fort. Ich kam in ein Zimmer, in dem Oberst Mesa mit zwei weiteren Männern in Uniform an einem Tisch saß und mir befahl, davor Aufstellung zu nehmen. Der Dolmetscher war wieder anwesend. In dürren Sätzen wurde mir mitgeteilt, dass Militärgericht verurteile mich wegen Spionage zum Tode. Das Urteil werde noch heute vollstreckt. Ein Einspruch war nicht möglich.

Ich starrte die drei Militärs wie durch eine Käseglocke an. Es hatte mir die Sprache verschlagen und ich war mir nicht gleich der Bedeutung des Urteilsspruches klar. Als sich die Worte langsam setzten, riss ich mich zusammen und verlangte Beweise für meine angebliche Schuld.

Oberst Mesa hörte dem Dolmetscher unwillig zu und entgegnete knapp, sie wären überzeugt von der Spionagetätigkeit Leonardo Levantes. Und da ich mit ihm zusammengearbeitet habe, sei erwiesen, dass ich ihm beim Landesverrat geholfen und mich an der Planung für eine verleumderische Propaganda gegen das nationalistische Spanien beteiligt habe. Bei dieser Begründung verlor ich die Fassung und brüllte, das wären haltlose Anschuldigungen, die jeglicher Grundlage entbehrten. Ich hätte weder selbst spioniert noch mich an Spionage beteiligt und es gäbe keinerlei Beweise für einen Hochverrat. Unser Aufenthalt in Gernika hatte niemals diesen Zweck.

„Haben Sie mit deutschen Stellen, dem Auswärtigen Amt gesprochen? Was sagt Honorarkonsul Playo? Haben Sie Kontakt zu ihm?“

Der Oberst winkte desinteressiert ab.

„Ich kann für Sie nichts mehr tun, Ludero.“

Die Tür öffnete sich und zwei Gefängniswärter nahmen mich in ihre Mitte.

© VDG Weimar im Jonas Verlag für Kunst und Literatur GmbH,  
Kromsdorf / Weimar 2017  
www.vdg-weimar.de · info@vdg-weimar.de

Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Einwilligung des Verlanges in irgendeiner Form (Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme digitalisiert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Layout und Satz: Monika Aichinger, Jonas Verlag  
Covergestaltung nach einer Idee von Kai Artinger  
Coverfotos: Adolf Artinger  
Gedruckt in der Bundesrepublik Deutschland

ISBN 978-3-89739-884-9

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://d-nb.de> abrufbar.